

# Heinz Janisch

Update unseres Artikels

[http://www.alliteratus.com/pdf/aut\\_vl\\_aut\\_janisch.pdf](http://www.alliteratus.com/pdf/aut_vl_aut_janisch.pdf)



Heinz Janisch

**Hummel Hubert oder die Entdeckung der Zeit**

Ill. v. Annette Roeder

edition quinto bei Terzio 2008, 52 Seiten, 12,90, ab 6 Jahre

„Eins, zwei, drei im Sauseschritt – eilt die Zeit, wir eilen mit“. Erich Kästner wusste schon vor Jahrzehnten, woran unsere Zeit krankt. Dabei konnte er sich sicher noch nicht vorstellen, dass in unseren Tagen manche Kinder einen volleren Terminkalender besitzen als zu Kästners Zeiten ein Firmenchef. Da müssen neben einem die Tagesmitte überschreitenden Stundenplan in der Schule noch sportliche und musikalische Aktivitäten untergebracht werden, zeitaufwendige Hobbies gepflegt werden – ach ja, und spielen soll das Kind ja auch noch! Da bleibt kein Platz für Müßiggang oder sinnentleertes Träumen, da ist Effizienz gefragt und Organisationstalent, bei Kindern wie Eltern. Und dann wundert man sich über Hyperaktivität, Konzentrationsstörungen und Aufmerksamkeitsdefizite? Und wenn statt der körperlich aktiven Hobbies viele Stunden vor dem Bildschirm verbracht werden, passiv, aber getaktet in rascher Schnittfolge und hektischer Verfütterung von Bildhäppchen, dann ist das Ergebnis das Gleiche.

Wir konnten schon in vielen Büchern Heinz Janisch als unermüdlichen Kämpfer gegen einen solchen Lebensstil erleben, manchmal eher unterschwellig in bewusst retardierender Führung, mit Schnecken als „Helden“ seiner Geschichten oder in lyrischem Gleichmaß, hier aber wird die Verlangsamung ausdrücklich als zentrales Handlungselement eingesetzt und gefordert.



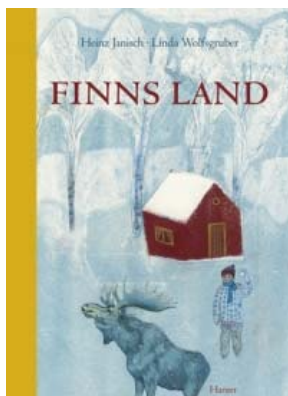
Die kleine Hummel Hubert will sich dem allgemeinen Drill nicht unterwerfen, ihm geht alles zu schnell, zu hektisch zu. Dabei gibt es so vieles zu sehen und zu entdecken, wenn man sich nur Zeit dafür nimmt. Huberts Eltern haben anfangs dafür nur wenig Verständnis, sie sind an rasches Fortkommen und ein Leben wie einen Wettlauf gewöhnt. Doch Hubert hat Glück: Es gelingt ihm nach einigen Versuchen, seinen Eltern ein „menschliches“ Tempo schmackhaft zu machen. Sie kommen vom „Hummeln“ zum „Bummeln“ und entdecken dabei, was ihnen bisher verloren ging.

Das ist eine schöne und wahre Fabel mit viel Sinn, deren einziger Fehler sein dürfte, dass viele Eltern und Kinder sich auch für diese freundliche und liebevolle Erinnerung kaum die Zeit nehmen dürften. Doch darf man über Wesentliches schweigen, bloß weil es nicht gleich mehrheitsfähig ist? Janisch sagt Nein und man kann ihm da nur beipflichten. Glücklicherweise hat er in Annette Roeder die passende Mitstreiterin gefunden, die in der optischen Ausgestaltung den Wert von Bedächtigkeit und Zeitlassen vermitteln kann.

Bereits die grafische Schriftgestaltung, handgemacht und vielfach in Größe, Anordnung und Schrifttyp variierend, zwingt zu sorgfältigem Genuss und illustriert bereits ohne Bildelemente, worum es geht. Die zwischen ein- und doppelseitig wechselnden Bilder gefallen schon durch handstrukturierte Hintergründe in sanften bis intensiven, immer sympathischen Farben, vor denen sich gemalte



und ziselierte, dann ausgeschnittene und collagierte Figuren von sehr menschlich anmutenden Hummeln tummeln. Ob Vater Hummel mit Schlips oder die Mutter mit Rouge und Lippenstift, ob HummelHubert selbst als praller Wonnepropfen mit Converse-Sportschuhen, stets verströmen die Figuren eher eine ungelenke Beweglichkeit als den Eindruck akrobatischer Luftnummern. Waren schon in der Historie oft dicke Menschen nicht nur als gemütlich, sondern auch als friedliebend angesehen, verkörpern diese Hummeln ein ebensolches Gefühl. Ein Hoch also auf ein menschliches Tempo, auf Zeit zum Genießen und Besinnen – und das auch schon im Kindesalter.



**Heinz Janisch**  
**Finns Land**  
 Illustr. v. Linda Wolfsgruber  
 Hanser 2008, 32 Seiten, 12,90, ab 4 Jahre

Finnland, so wissen alle Erwachsenen spätestens seit der PISA-Studie, das ist dieses merkwürdige Land im Norden, wo die klügsten Schüler zuhause sind. Und „merkwürdig“, also des Merkens wert findet auch der Junge Finn, dass es ein Land gibt, das so heißt wie er. Und obwohl er noch nie dort war, weiß er genau, wie es dort ist: Alle Leute sehen so aus wie er, nur größer oder kleiner, aus jedem Fenster geht der Blick aufs Meer und es gibt Brot mit Erdbeergeschmack. Ganz genau weiß Finn das, da braucht er gar nicht erst dorthin zu fahren. Und alle Leute, die schon dort waren, müssen sich von ihm belehren lassen, dass ihre Erinnerungen ganz falsch sind, denn es fehlt ihnen ganz einfach die Poesie und die Fantasie, so ein Land in sich zu sehen.

Noch vieles Wunderbare gibt es über Finns Land Finnland zu erzählen und Heinz Janisch berichtet darüber in schwelgenden Vorstellungsgemälden, die weit über jede banale Realität hinausgehen. Dabei genügt es oft, in beinahe dünnen Worten der eigenen Fantasie einen kleinen Stups zu geben und erstaunt mitzuerleben, wie sich die Bilder ganz von selbst weiterentwickeln. Das würde auch der Text ganz alleine schaffen, aber das muss er hier ja gar nicht. Denn wieder einmal hat Janisch eine

ganz kongeniale Partnerin für seine Vorstellungswelt und seine Art zu denken gefunden, deren Bilder Futter für die Seele sind.

Linda Wolfsgruber mischt dazu einen kreativen Cocktail aus vielen technischen Zutaten, die in ihrer Kombination ein ganz untechnisch-poetisches Bildergebnis zeitigen. Auf einer Basis aus Tonpapier in den typischen erdig-gebrochenen Farben collagiert sie Grundformen, fügt Fotos und Bruchstücke aus Zeichnungen und Radierungen hinzu, übermalt und ziseliert, stempelt und arbeitet mit Öl/Wassermischungen, um manchmal, als krönendes Sahnehäubchen, noch geknittertes Transparentpapier so plastisch einzuarbeiten, dass man unwillkürlich mit dem Finger ein paar Mal darüberschneidet, ob da nicht noch die Struktur zu fühlen ist.

Dabei wirkt keines der Bilder, die jeweils die ganze Aufschlagseite füllen, jemals überladen oder überfrachtet, Abstraktion wechselt mit fast fotografischem Realismus, dichte Information mit großflächigen Leerräumen, die aber genau so selbstverständlich und sinnhaft wirken. Und es sind ja auch ganz einfache Mittel, mit denen gearbeitet wird, deren eigentlicher Reiz in dem handwerklich ausgefeilten Einsatz besteht, gerade so wie die einfache Sprache Janischs das im Text tut.

Ein wundervolles Beispiel also für die Kraft der Imagination, wie sie manchmal durch so simple Dinge wie eine Namensähnlichkeit, ein Geräusch oder einen Duft ausgelöst wird – wenn man wie ein Kind das noch kann. Finn kann das so gut, dass am Ende die „Finnland-Phase“ bereits wieder vergeht, gerade als die Erwachsenen aus seiner Umgebung sich halbwegs und mühsam damit arrangiert haben. Denn ihm ist beim Studieren der Atlaskarten eine ganz neue Idee aufgestiegen: Wie eng ist es eigentlich in England? Die Ausarbeitung dieses Einfalls bleibt dieses Mal den Lesern und Betrachtern überlassen.

Ein Extra-Dankeschön übrigens für den aussterbenden korrekten Genitiv „Finns Land“, die Mehrheit hätte ihn wahrscheinlich mit einem hübschen Apostroph „geschmückt“.



**Heinz Janisch**  
**Das Kopftuch meiner Grossmutter**  
 Ill. von Aljoscha Blau  
 Bajazzo 2008, 32 Seiten, 9.90, alle Altersgruppen

Es sind manchmal ganz banale Dinge, Gegenstände, Gerüche oder Farben, die einem Menschen mit Wucht Erinnerungen wachrufen, die aus längst verschüttet geglaubter Tiefe emporsteigen und oftmals auch wenig bedeutungsvoll scheinen. Und dennoch wurden sie bewahrt und sind mit Gefühlen, Stimmungslagen und anderen Ereignissen verknüpft im Speicher unseres Unterbewusstseins abgelegt.

Um einen solchen Gegenstand geht es in dieser Geschichte, die bereits in Janischs Sammlung „Ich schenk dir einen Ton aus meinem Saxophon“ abgedruckt war, um das Kopftuch der Großmutter nämlich. Es ist in unseren Breiten sicher schon eine Weile her, dass Großmütter große schwarze Kopftücher trugen, aber hier geht es ja auch um Erinnerung. Und weiter im Osten oder Südosten Europas ist

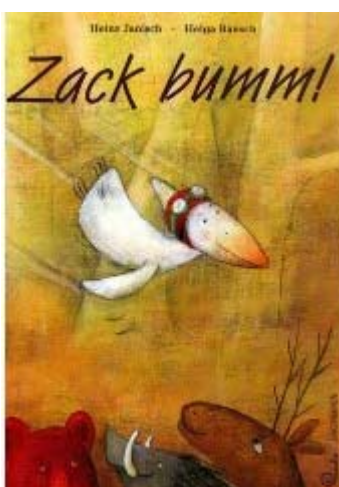
das schwarze Kopftuch auch heute noch in Gebrauch und gar nichts Ungewöhnliches. Ein Junge ist es, dem die Erinnerungen an das Kopftuch der Großmutter aufsteigen, vielleicht Janisch in seiner Kindheit, doch auch Aljoscha Blau wird solche Erinnerungen haben.

Aus diesem imaginierten Kopftuch quellen nun viele detaillierte Erinnerungen an Ereignisse, Geschichten, vielleicht auch Lieder aus einer lang vergessenen Kindheit. Wind und Eier und Huhn und Kuh sind unter diesen Dingen, und auch Regenwurm und Riesenameise und vierundvierzig Reiskörner. Errzählt wird davon wie in einer archaischen Litanei, manches reimt sich sogar, obwohl es kein Gedicht ist. Und an einem Sonntag hat die Großmutter das Kopftuch flattern lassen im Wind, und alle die „gefangenen“ Dinge darin sind auf und davon geflogen. So sind Erinnerungen und Traumbilder: Flüchtig und ungreifbar und dennoch von einer starken Intensität. Und die Großmutter ist ja auch geblieben und nicht „entflattert“.

An eine Litanei erinnert nicht nur die Form der rhythmischen Aufzählung in diesem Text, auch die wortgetreue Wiederholung in der zweiten Hälfte ist eine Anleihe aus altem kirchlichem Ritus, eine Form, die perfekt zu der Vorstellung der verehrten, gutherzigen und vermutlich frommen alten Frau passt, die ihr Kopftuch flattern lässt, während die Kirchenglocken läuten. Und dass Janisch (oder die erzählende Person!) die Großmutter verehrt hat, lässt seine Erinnerung an ihr „schönes Gesicht“ deutlich erkennen.

Blau hat zur bildlichen Umsetzung der kleinen Geschichte einen harmonischen, ebenfalls leicht altertümlichen Weg gewählt. Jede Doppelseite enthüllt auf der einen Hälfte in schwarzer Tuschehandschrift einen Kurzsatz aus dem Text und stellt ihm auf der anderen Hälfte die entsprechende Tuschezeichnung gegenüber. Dabei arbeitet die Rahmenerzählung mit gestrichelten und punktierten Hintergründen, vor denen sich die ausdrucksvoll geschwärzten Figuren plastisch abheben. Als die eingefangenen Erinnerungen ins Spiel kommen, wird vor einem schwarzen Hintergrund auch farbig gestrichelt, wodurch die Figuren an nächtliche Sternbilder in mythologischer Darstellung erinnern. Und mit den Erinnerungen zieht auch lebendige Farbigkeit in den Alltag des Jungen ein, wenn sich seine Fantasie an den Bildern entzündet.

Es ist nur ein kleines Büchlein, dieses „Kopftuch meiner Großmutter“, gerade einmal 18 Zentimeter im Quadrat, und doch ist es eine Miniatur im besten Sinne, ein kleines Juwel, wie es nur entsteht, wenn zwei Könner ihres Fachs zusammen arbeiten. Ihr dürft uns gerne mehr in dieser Art schenken!



**Heinz Janisch**  
**Zack bumm!**  
 Illustr. von **Helga Bansch**  
 Jungbrunnen 2000, 28 Seiten, ab 4 Jahre

Nicht ohne Grund präsentiert uns das Privatfernsehen Sendungen wie „Schwiegertochter gesucht“, in denen Mütter fast verzweifelt versuchen, ihre „nesthockenden“ Söhne (und für Töchter gilt entsprechendes) an die Frau bzw. einen Partner zu bringen, damit sie endlich die elterliche Fürsorge beenden können. War es vor etwa 50 Jahren noch üblich, dass ein Jugendlicher mit 14 bis 15 Jahren eine Lehre aufnahm und spätestens mit etwa 20 Jahren eine Familie gründete, so datiert sich das Ende der Berufsausbildung heute oft auf Mitte Zwanzig und die Familiengründung und damit die Nestflucht von zu Hause noch später – mit Ausnahmen natürlich.

Was das mit dem Buch von Heinz Janisch zu tun hat? Da geht es sozusagen um das genaue Gegenteil. Ein kleiner Vogel namens Sigmund kann es gar nicht abwarten, bis er das Nest verlassen kann. Federlos und nackt, wie er ist, beugt er sich aus Neugierde aus dem heimatlichen Nest – und fällt prompt auf den Boden. Zack bumm! Und obwohl ihn seine Eltern finden und weiter versorgen, ernähren und ihm das Fliegen beibringen, hat der frühe Sturz aus der Geborgenheit einen Schaden hinterlassen: Der Kleine kann nicht zwitschern, sondern immer nur ein „Zack bumm!“ von sich geben. Das behindert nicht sein Leben, auch seine Umgebung gewöhnt sich an die kleine Absonderlichkeit, doch glücklich wird Sigmund nicht.

Das geht eine ganze Weile so, bis eines Tages ein alter Hase auftaucht, der unter dem Baum, auf dem Sigmund sitzt, ein Buch liest. Als der das verzweifelte „Zack bumm!“ Sigmunds hört, fällt ihm sofort der unglückliche Unterton auf und er bietet Sigmund seine Hilfe an. Der schreit sich bei einem Ausflug ans Meer noch einmal seine Hilflosigkeit und seinen Frust aus der Kehle, doch es ändert sich nichts. Der Hase namens Carl-Gustav bittet den kleinen Vogel, sich auf einem grünen Nachdenkssofa bequem auszustrecken und sich an das erste Mal zu erinnern, da er sein „Zack bumm!“ von sich gab. Da fällt ihm der Absturz aus dem Nest wieder ein und er stellt ihn pantomimisch dar.

Als in der Nähe ein anderer kleiner Vogel aus dem Nest stürzt, gelingt es Sigmund, den Kleinen nach einem gewagten Flugmanöver aufzufangen und so zu retten. Diese Tat gibt ihm so viel Selbstvertrauen, dass er allen anderen Waldtieren eine Vorführung seiner Flugkünste bietet, die zwar seinen Wortschatz unverändert lässt, ihn aber mit Freude und damit neuem Selbstvertrauen erfüllt.

Ganz anrührend erzählt Janisch diese Geschichte, und ganz anrührend sind auch Helga Banschs Bilder dazu. Sie verwendet diesmal Kohle und Pastellkreide auf Leinwand, um die Handlung so sprechend umzusetzen, dass die Szenen auch ohne Text verständlich werden. Mehrmals dehnt sie Bewegungsabläufe bei den Stürzen wie in der Zeitlupe eines Film-„storyboards“, gibt den Einzelbildern fast monochrome Farbstimmungen, die nur angedeutet von Hintergrundformen strukturiert werden, die an Lyonel Feiningers Bilder erinnern. Dazu kommen immer wieder Gruppen von Tieren im Kinderzeichensstil, die höflich interessiert am Geschehen erscheinen, aber keine Interaktion bewirken. Stets erscheint der kleine Sigmund einsam, isoliert und wie in seiner eigenen Welt gefangen.

Dem erwachsenen Leser (und an diesen richtet sich dieses Buch durchaus auch!) wurde inzwischen längst klar, dass dies nicht nur eine Vogelgeschichte ist und auch nicht nur ein Kinderbuch. Und es ist sicher kein Zufall, dass der in Wien lebende Janisch eine Geschichte schreibt, in der die Protagonisten die Vornamen der beiden prominentesten Psychologen Freud und Jung tragen und eine Therapie auf der Couch die zentrale Szene darstellt. Und es geht sicher auch nicht in erster Linie um Menschen, die zu faul sind, die Füße unter dem Elterntisch hervorzuziehen. Hier geht es um frühkindliche Traumata, ob körperlich, geistig oder seelisch, die einen verständnisvollen Therapeuten brauchen, der zuhören kann und nicht vor alltäglicher Geschäftigkeit den Blick für den Mitmenschen verloren hat.

Und den Blick für den Neben-Menschen offen und wach zu halten, das ist in heutiger Zeit auch ein oftmals notwendiger Anruf bereits für Kinder und Jugendliche, die in Zeiten von Egomane, Einzelkindfamilie und Selbstisolation vor dem stets willfährigen Partner Bildschirm das entsprechende Ver-

halten weder automatisch vermittelt bekommen noch vorgelebt erfahren. Und damit schließt sich der Kreis zum bindungsunwilligen Nesthocker dann doch wieder.

Ein Buch voller Überraschungen also, das das „Dreamteam“ Janisch/Bansch hier vorlegt, gleichermaßen gedacht und geeignet für das typische „Bilderbuchalter“ wie für jeden Buchliebhaber, der sich von „Schubladen“ und erstem Eindruck nicht hindern lässt, offen für Hintersinn und versteckte Bedeutung zu sein. Und natürlich eine Hommage an die Großen der Psychologie, seien sie nun Schweizer oder Österreicher. Grenzüberschreitend eben.



**Heinz Janisch**  
**Ein Hund namens Fred**  
**Der Geburtstagskuchen**  
 Illustr. von Heide Stöllinger  
 Boje 2009, 32 Seiten, 12.95, ab 4

So etwas passiert nicht nur Hunden: Jemand von den Erwachsenen hat etwas, macht etwas oder kauft etwas, was man selbst ganz toll findet und gerne haben möchte. Doch wenn man sich dann voller Freude darauf stürzt, ist das gar nicht für einen selbst bestimmt und man muss mit ansehen, wie jemand Anderem eine Freude gemacht wird. Nicht dass es schlimm wäre, wenn anderen eine Freude gemacht wird, aber es gibt ja nicht nur andere! Gut, wenn man dann schnell genug war und sich seinen Anteil schon im Voraus gesichert hat, oder?

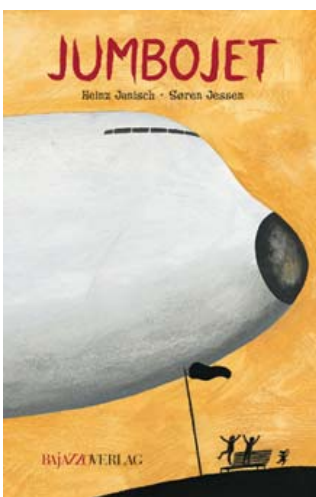
So ist die Geschichte jedenfalls dem Hund Fred passiert, der der Held dieses Bilderbuches ist. Sein Frauchen Cornelia bäckt einen Geburtstagskuchen – und dann muss ja wohl Fred Geburtstag haben, auch wenn er sich gar nicht daran erinnern kann. Nun ist es schon toll, einen Kuchen zu bekommen, aber noch toller ist es, selbst beim Backen zu helfen. Das tut Fred dann, bis er bunt gescheckt von Ei, Mehl und Erdbeeren ist. Irgendwann reicht es Cornelia und sie verbannt ihn aus der Küche. Schade. Und die Zeit des Wartens fällt schwer und dauert scheinbar endlos. Und als er endlich wieder in die Küche darf, macht er sich voller Freude über „seinen“ Geburtstagskuchen her. Nur dass es eben eigentlich nicht seiner sein sollte, sondern ein Mitbringsel für ganz jemand Anderen. Doch Cornelia kann ihm gar nicht richtig böse sein, schließlich hatte er sich doch so gefreut.

Wie gesagt: Um so etwas zu erleben, muss man nicht Hund sein. Und das macht diese Geschichte so hübsch und eingängig, dass jedes Kind (und auch viele Erwachsene) sich genau in die Situation einfühlen können, sie wohl schon selbst erlebt haben und froh waren (oder gewesen wären!), wenn ihre Voreiligkeit kein böses Ende nach sich zog. Jedenfalls versteht das nicht nur ein kindlicher Leser, nein, auch die „Frauchen“-Rolle ist die Beachtung und Nachahmung wert. Und ohne einem „Immer-erst-mal-ich“ das Wort reden zu wollen: Nur wer selbst zufrieden und glücklich ist und geliebt wird, kann auch anderen diese Gefühle entgegen bringen. Schließlich heißt es schon in der Bibel „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Und dass Cornelia auch ein wenig traurig ist, weil nun ihr Mitbringsel weg ist – auch das versteht jedes Kind.

Eine einfache und ganz alltägliche Geschichte also, wie so oft bei Janisch aber mit Hintersinn und einer ganz einleuchtenden, ungekünstelten Botschaft und in einfachsten und dennoch genau gesetzten Worten.

Und mit Heide Stöllinger hat sich auch wieder einmal eine Partnerin für Janischs Bücher gefunden, die ähnliche Qualitäten mitbringt in puncto Treffsicherheit und handwerklichem Geschick. Ihre Bilder füllen jeweils die Doppelseite zu etwa vier Fünftel aus, nur kurze Texteschübe finden sich am oberen oder unteren Rand zu einer Erklärung des Geschehens, die die Bilder eigentlich gar nicht benötigen. Vor einem überwiegend einfarbig-pastellenen Hintergrund entwickelt sich die Geschichte in einer Mischung aus Farbstift und Kreide, ganz realistisch in den wenigen Hintergrunddetails wie Tisch und Stuhl, Küchengeräte, Spielzeug oder eben die Torte. Cornelia als menschliche „Hauptdarstellerin“ unterliegt einer perspektivischen Verzerrung, die zum einen dem Blickwinkel des Hundes geschuldet ist, die aber ihre Figur zusätzlich mit einem optischen Ausrufungszeichen versieht. In seiner Anatomie gänzlich lebensnah der Hund Fred mit ausgesprochen kenntnisreichen und zeichenhaften Posen, ganz der „liebe“ Hund zum Knuddeln, der zu nichts Bösem fähig ist. Den stärksten Eindruck aber macht seine Mimik, die einerseits durchaus hundetypisch, dabei aber stets etwas überzogen und ungeheuer sprechend angelegt ist. Allein der Blick in seine von „stürzenden Linien“ umzogenen Hundeaugen beim Warten, bis der Kuchen endlich fertig ist, machen mehr als klar, dass man diesen Augen (und dem Hund dahinter) niemals böse sein kann.

Wieder einmal ein Beweis dafür, dass es ganz ohne „Knalleffekte“ und großes Pathos möglich ist, sympathische, lebensnahe und eingängige Geschichten mit Sinn zu machen. Voraussetzung ist allerdings die Kreativität und die praktischen Fähigkeiten in Wort und Bild, wie sie hier sichtbar werden. Wo Janisch daraufsteht, da kann man eigentlich immer unbesehen zugreifen.



**Heinz Janisch**  
**Jumbojet**  
 Bilder von Sören Jessen  
 Bajazzo 2009, 32 Seiten, 13.90, ab 5

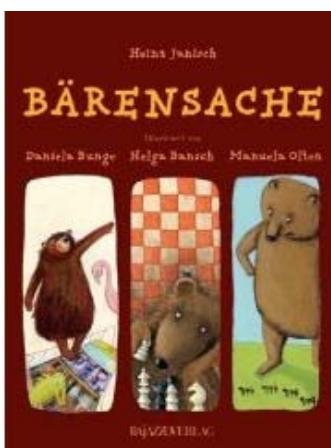
Wenn zwei Kinder zusammensitzen (in diesem Fall sind es zwei Jungen), dann muss gar nicht so furchtbar viel passieren, damit sie sich nicht langweilen. Jedes Ding, das sie sehen, kann zum Ausgangspunkt einer abenteuerlichen und wilden Geschichte werden, die sich allein in ihren Köpfen abspielt. Denn zumindest noch nicht völlig medial deformierte Kinder haben den besten Geschichtenerzähler immer bei sich: ihre Fantasie. Da gibt es nicht nur die tollsten Piraten, Tiere und Fortbewegungsmittel, da wird auch aus einer simplen Parkbank jeder beliebige Platz auf dieser Welt und darüber hinaus. Ob Insel, Flugplatz oder Prärie – alles ist möglich. Und manchmal gerät das imaginier-

te Geschehen so real, dass man schon mal den Atem anhalten, sich ducken oder sich die Ohren zuhalten muss.

Und wenn das richtig gelingt, dann gibt es auch keine anderen Leute mehr, weder zur Hilfe noch zur Störung, man ist mit sich und dem Fokus seiner Vorstellungskraft ganz allein auf weiter Flur. Am Ende dieser Geschichte stellt sich heraus, dass die beiden Jungen eigentlich nur auf einer Bank „geparkt“ auf ihre Eltern warten, bei deren Ankunft sie ganz sachverständig schon von weitem sehen, ob deren Seelenlage zur Zeit halbwegs entspannt ist – also ungefährlich. Doch wichtiger noch als die Ankunft der Eltern ist die Verabredung, bei nächster Gelegenheit wieder gemeinsam in die schöne Welt der Tagträume zu wechseln.

Sich in den Weiten der eigenen Fantasie zu verlieren, kann man hochtrabend „Surrealismus“ nennen, in der Literatur wie in der bildenden Kunst. Und so gestaltet Søren Jessen auch die doppelseitigen Bilder, die er dem Buch in schmalen Hochformat mitgibt. Da werden Zeit und Raum bedeutungslos, Perspektive und Proportion verlieren ihre Macht und eine Abbildung der Realität ist uninteressant. In riesigen Ausschnitten drängen sich Jets oder Wale ins Bild, gibt es mehrstöckige Züge und düsengetriebene Schnecken von Hausgröße. Dabei sind die Details durchaus eindeutig und oft liebevoll „real“ gepinselt, nur die Kombination entspringt einer ganz unirdischen Welt. Auch der Bank-Sitzplatz der Jungen variiert in seiner Lage zwischen einem Miniaturplaneten und dem winzigen Punkt in einer scheinbaren Unendlichkeit. Gleich und sich treu bleiben nur die beiden Jungen, die Bank und der kleine Hund, der stets Zutritt zu der Welt der Träume und Wünsche erhält.

Etwas ratlos macht die Technik der bildgewaltigen Malereien. Die großflächigen Formen erscheinen wie der Hintergrund in opak-plastischem Farbauftrag wie bei Acrylfarben, doch gehen die ausgeprägten Pinselstrukturen durchgängig über Farb- und Formgrenzen hinweg und wirken manchmal freskenartig lasiert. Doch das weckt nur technisches Interesse beim Rezensenten und hat keinerlei negativen Einfluss. Die Gesamtwirkung der Bilder ist jedenfalls umwerfend und voller Symbolik, wenn etwa die von riesigen Zifferblättern fast erdrückten Eltern die vorher überschäumend bunte Welt mit bleiernem Grau überziehen. Ein gelungenes Bändchen zum Weiterträumen für jede Altersgruppe.



**Heinz Janisch**  
**Bärensache**  
 Ill. von Daniela Bunge, Helga Bansch & Manuela Olten  
 Bajazzo 2008, 48 Seiten, 14,90, ab 4 Jahre

Die großen Klassiker der Literatur, egal ob für Erwachsene oder Kinder, sind oftmals bereits zu ihrer Entstehungszeit, dann aber auch bis in unsere Tage, zur Grundlage von Illustrationsarbeiten bekannter und weniger bekannter Künstler geworden. Ob den Autoren das immer gefallen hätte, ist nicht zu klären. Und ob das Publikum solchen verschiedenen Interpretationen durchweg seinen Segen gab,



darf getrost bezweifelt werden. Nur selten bietet sich dabei die Möglichkeit, solche unterschiedlichen Versionen synoptisch vergleichen zu können, interessant wäre das allemal.

Heinz Janisch und der Bajazzo-Verlag, beide ungewöhnlichen Projekten gegenüber aufgeschlossen, haben hier den Versuch gemacht, zu einer Kindergeschichte gleichzeitig drei Bildumsetzungen in ein Buch zu packen, zum Nutzen und zur Freude des Lesers, der so neutral vergleichend oder nach Stimmungslage oder Geschmack wählen kann, welche Version er wann genießt. Und gleich vorab gesagt: Es ist in jedem Fall ein Genuss.

Doch zunächst zur Geschichte. Sie spielt in einem zoologischen Garten, wo ein Bär mit seinen „Arbeitsbedingungen“ hadert: Seit einem Jahr lebt er nur zur Untermiete bei einer anderen Bärenfamilie, hat keine eigene Höhle und muss, wenn er alleine sein möchte, im Garten sitzen, wo ihn die Ameisen piesacken. Und er stellt dem Direktor ein Ultimatum: Entweder er bekommt seine eigene Höhle und einen Wärter, der gut Schach spielen kann – oder er kündigt und geht auf Weltreise. Das will der Direktor vermeiden und verspricht ihm beides. Alle sind glücklich und zufrieden.

So einfach geht die Handlung zusammen zu fassen, aber das wäre schade um die besonders schönen Details. Denn abgesehen davon, dass die Ausgangssituation eher unrealistisch zu nennen ist, sind auch die beschriebenen Einzelheiten voller Ironie, Sprachwitz und amüsanter Doppelbedeutung, echt Janisch eben. Ob der Bär „aus der Haut fährt“, die „Schnauze voll“ mit 123 Ameisen hat, auf einem juristisch „wasserdichten“ Mietvertrag besteht oder eine „Ehrensache“ als „Bärensache“ bezeichnet, immer ist der Witz plastisch, leicht verständlich und spricht Leser jeder Altersgruppe an. Und Sprache als spielerisch einsetzbare Kunst, das ist gerade im Vorschulalter noch beliebter als später, wenn der mediale Dauerstress keinen Platz mehr für solche Feinheiten lässt.

Und damit zum „Illustratoren-Casting“. Allen drei Illustratorinnen ist zunächst Respekt zu zollen, dass sie sich ungewöhnlicherweise dem direkten Vergleich ihrer Arbeit in dieser komprimierten Form stellten. Und allen dreien ist auch ein gänzlich eigener, unterschiedlicher und jeweils ganz reizvoller Zugang zur Geschichte gelungen. Das beginnt schon bei der Grundaufmachung, die in Titel, Lettering und Layout ein komplettes individuelles Buch zeigt. Manuela Olten hat dem Text dabei die Wirkung eines Handstempeldruckes gegeben, der die Textabschnitte in Unifelder der Bildcollagen eingliedert. Ihr Bär als Hauptfigur gefällt durch eine lebhafteste Mimik, entspricht in seiner überzeichneten Nasenform und mit einer besonders riesigen Massigkeit dabei eher den Seh- und Malgewohnheiten von Kindern als einer anatomischen Korrektheit. Der Direktor als weitere Hauptperson taucht bei Olten nur im Text und niemals im Bild auf, dafür aber Ameisen und ungezogene Kinder. Olten legt ihre Bilder sehr flächig an, in staubig-gedeckten Farben und im Fall der Ameisen auch tatsächlich gestempelt. Ihr Hauptaugenmerk hat sichtlich das Gefühlsleben und die Vorstellungswelt des Bären, der jedes der unterschiedlich großen Einzelbilder dominiert.

Daniela Bunge als zweite Mitstreiterin lässt dem Text in braunem Fertigsatz eine konservativere Anmutung, dafür tobt sich ihre Kreativität in den Details der durch rasante Perspektiven beeindruckenden Bilder aus. Sie koloriert fein ziselierter Vorzeichnungen mit überschäumend pastellbunten Farben, die vor allem die reiche Tierwelt im Zoo thematisieren. Bis auf den Direktor, der in jedem Bild auftaucht, ist diese Welt frei von menschlichen Wesen, was aber erst auf den zweiten Blick auffällt, da die Tiere sehr menschliche Verhaltensweisen angenommen haben. Bunge spielt in ihren Illustrationen mit ironischen Unmöglichkeiten, die das stundenlange Betrachten ihrer Szenen zu einem ganz speziellen Vergnügen machen: Da serviert die Giraffe den Kaffee, die Ameisen schleppen nicht nur den Teppich, sondern auch die Schuhe des Direktors weg und die Fische sitzen eisschleckend auf dem Brunnenrand. Die feinsinnige Diskrepanz zwischen scheinbar realistischer Darstellung und „unmöglichem“ Inhalt reizt Auge und Vorstellungskraft in ganz besonderer Weise.

Helga Bansch wiederum verzichtet ganz auf menschliche Akteure. Ihre Bilder, wahre Farborgien mit kolorierten Zeichnungen, lassen die Tierwelt in selbst für menschliche Wesen ungewöhnlicher Überdrehtheit förmlich „krachen“. Hier ist der Direktor ein Affe, Zebra, Giraffe und Elefant spielen begeistert Schach und am Tresen des Ziegenbocks saufen sich Katze, Vogel und Elefant die Hucke voll, während Leopard, Krokodil, Bär und Reiher als Rockband auftreten, mit einer blinden Maus als Hintergrund Sänger. Auch wenn Banschs Bilder viel großflächiger angelegt sind, bieten sie dem betrachtenden Auge also ähnlich einem Wimmelbild viel Stoff zum Suchen und Finden. Schlussgag ist der einzige Blick in den „Zoo“, in dem der Käfig Menschen vorführt und als Seitenhieb ein lodengewandeter Herr dafür demonstriert, dass „Ausländer in andere Käfige“ verbracht werden sollten. Da übersteigt die eine oder andere Idee sicher das Vorstellungsvermögen von Kindern, aber schön ist es.

Ein besonders hübscher und neuer Weg also zur Gestaltung eines Bilderbuches, der absolut funktioniert und in seiner Variationsbreite ungewöhnliche Ansätze zur Betrachtung und eigenen Weiterentwicklung anbietet. Schön!

Bernhard Hubner